

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 28 (1952-1953)
Heft: 5

Artikel: Unersetzlich
Autor: Gfeller, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1070830>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

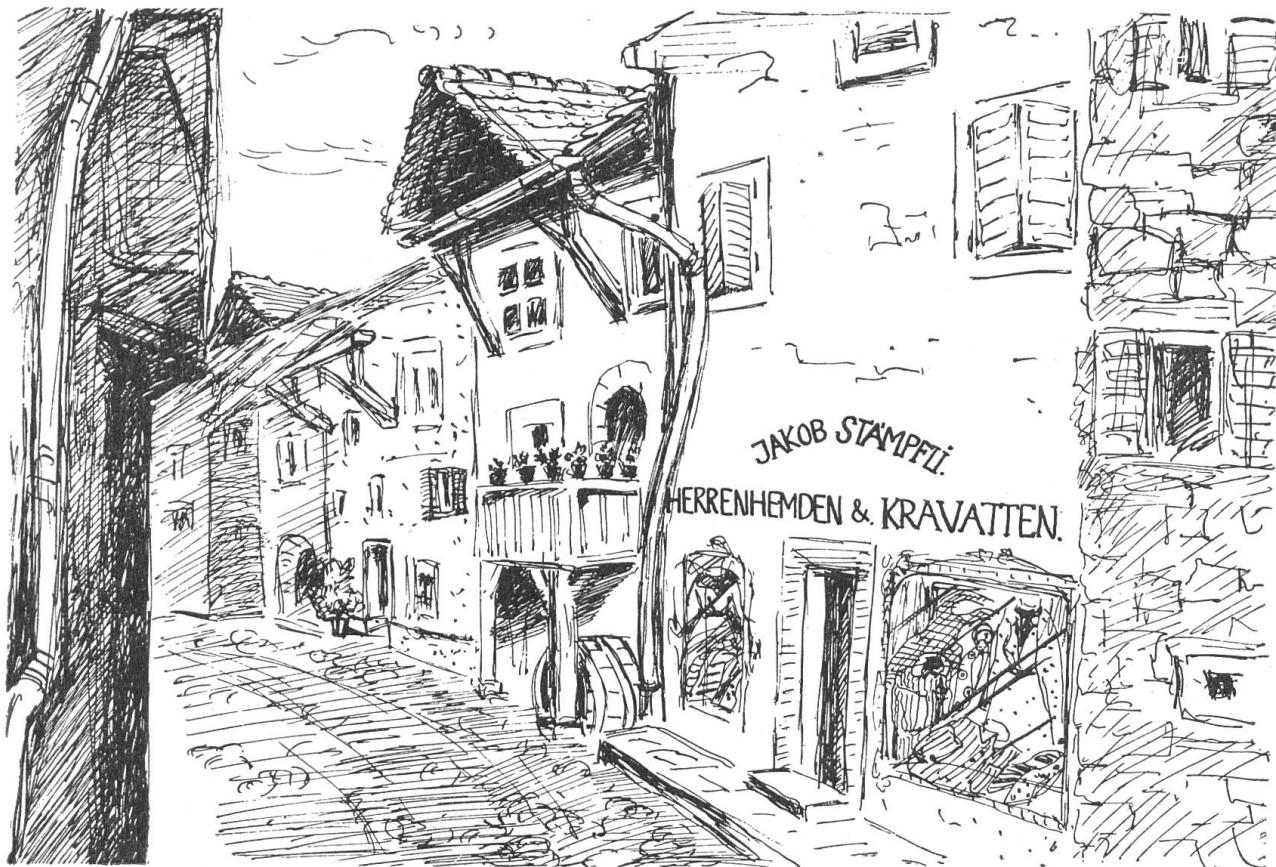
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



UNERSETZLICH

Eine Erzählung von Hans Gfeller

Illustriert von M. van Leeuwen

JAKOB Stämpfli war aufgebracht. Eben hatte ihm der Doktor dringend und in bester Meinung Ferien empfohlen, leider aber mit der zwar gut gemeinten, aber höchst unvorsichtigen Randbemerkung, wenn er, der Arzt, es so gut machen könnte wie Freund Stämpfli, so würde er sich wahrhaftig nicht mehr lange besinnen, seine ganze Praxis für ein halbes Jahr an den Nagel hängen und tüchtig Ferien machen.

Das vom «So-gut-machen-Können» hatte Jakob Stämpfli in die Nase gestochen. Nun ja, er hatte was, war gut unterlegt, wie man so sagt. Aber so sollte ihm das Dökti gleichwohl nicht kommen, der nicht! Dem ging das Rechnungen-Schreiben wahrhaftig leichter von der Hand, der mußte nicht so spitz rechnen, wie so ein Kaufmann im Schatten der Waren-

häuser. Nicht daß Jakob Stämpfli apartig klagen wollte. Sein Geschäft — Spezialität Schürzen — war früher sehr gut gegangen und ging immer noch gut. Wer eine währschafte Schürze brauchte, der ging zu Jakob Stämpfli am obern Tor. Aber währschafte Schürzen, Schürzen überhaupt, werden immer weniger geschätzt, und wenn beispielsweise so ein Schulmeitli heutzutage überhaupt noch eine Schürze trägt, so ist es bestimmt ein leichtes Fähnlein aus dem Warenhaus. Nun war da freilich noch die Kundsame vom Land, die an Markttagen fleißig bei ihm vorsprach, da waren immer noch die zahlreichen Kramladen in den Krächen herum, die Stämpfli-Schürzen und seine vaterländisch braven, auf jeden Pfñüsel gezeichneten Nastücher führten. Aber auch hier fing es an zu bösen. Es war nicht leicht, die Wie-

derverkäufer auf dem Land bei der Stange zu halten. Sie mußten fleißiger aufgesucht werden als vordem, und da der schwerer gewordene Jakob Stämpfli hierzu immer noch Bahn, Postauto, Reitwägelein und, wenn es sein mußte, seine eigenen zwei Beine benutzte, war die Bemerkung des Arztes wegen dem «So-gut-machen-Können» fehl am Ort, und das war sie.

Nun ja, sie war ja keineswegs auf einen vermeintlich leichten Verdienst, sondern auf seinen Besitz gemünzt, was Jakob Stämpfli wohl hätte unterscheiden können. Aber es galt, sich gegen die Ferien zu wehren, weshalb ihm seine Auslegung besser in den Kram paßte. Seine vermeintliche Unentbehrlichkeit im Geschäft war ihm ein erwünschter Vorwand gegen die unerwünschten Ferien.

Vergangenes Jahr hatte er seiner Frau zu liebe Ferien gemacht, hatte mit ihr vierzehn Tage in einem Hotel über dem Thunersee zugebracht. Es war kein Schleck, weder für ihn noch für seine Frau. Jakob hatte in dieser Zeit eine Laune, nicht zum Aushalten.

«Ferien, Ferien!» klöhnte er nach Ablauf der zwei Wochen. «Für was eigentlich Ferien? Zum Faulenzen? Bei schönem Wetter um das Hotel herumträppelen und zu kummern wegen dem Geschäft, bei schlechtem Wetter ein wenig abliegen und auf das Tagblatt warten! Das kann man daheim billiger haben. Und dann die Fresserei, daß ich doch so sage! Eine Vorspeise aus Kisteneiern oder sonst etwas Drecks, Plätzlzeug anstelle eines währschaften Bratens, garniert mit zwei Kaffeelöffelein voll Konservenerbsli und drei lauen Kartoffelbitzli, und zum Dessert ein Karamelköpfli und eine Serviertochter, die flötet: „Oder wünsche Sie lieber Chäs, Herr Stämpfli?“ — Nein-nein, ein saftiges Stücklein Rindfleisch mit Suppengemüse, einen geschwellten Härdöpfel dazu und zum Schluß allenfalls noch einen Sauergrauech oder so ist mir tausendmal lieber, das gibt Boden und verleidet einem nie!»

Marie, seine Gattin, hatte, den Rat des Arztes unterstützend, diesen Einwänden diesmal Rechnung getragen mit dem Vorschlag, eine Ferienwohnung zu mieten, statt ins Hotel zu gehen, damit sie dann ihrem Jakob so kochen könne, wie er es gewohnt sei. Die Abfuhr ließ denn auch nicht auf sich warten, denn Stämpfli ging es ja gar nicht um das Drum und Dran, sondern gegen die Ferien überhaupt.

«Eine Ferienwohnung mieten!» grollte er.

«Etwas Sturms eso! Wir haben ja eine Wohnung, und allweg eine komfortablere als so eine Ferienhütte. Und alles schön beieinander, was man so braucht, und das Örtli nicht auf einer zügigen Laube draußen. Nein-nein, für das geht man nicht in die Ferien, um es unkommoder zu haben als daheim!»

Aus lauter Angst vor seiner allfälligen Nachgiebigkeit waren diese Einwände giftiger herausgekommen, als es die gute Meinung seiner Frau verdient hätte, weshalb sich diese verschnupft mit der Lismete in die Küche verzog. Das war nun dem guten Jakob auch wieder nicht recht, denn wenn seine Frau gedrückt ihrer Wege ging, so fehlte ihm was. Und daß etwas gehen müsse, wußte er ja nur zu gut. Er war mit seinen Fünfundfünzig nicht mehr so gut beieinander, wie noch vor zwei, drei Jahren. Er ermüdete rascher, mußte sich oft zum Essen zwingen, fröstelte schon bei einem mäßig kühlen Lüftchen, und zuweilen ließ ihn auch sein Gedächtnis im Stich. Peinlich das, wenn man altvertrauten Kunden den Namen nicht geben konnte! Es hatte da eine Änderung mit ihm gegeben, zweifellos. Aber krank — das wäre wohl zuviel gesagt, das hat ja auch der Doktor nicht behauptet. Ferien braucht es da keine. Hingegen einen Teil von der Arbeit abladen, das könnte nicht schaden. Er begab sich zu seiner Frau. «Komm, Mutter, wir wollen die Sache noch einmal bereden! So ganz im Unrecht bist du ja nicht. Aber in die Ferien gehe ich dir nicht. Es kann sein, ich käme kränker zurück, als ich hingegangen bin. Hingegen etwas von der Arbeit abgeben, warum nicht — das tät's!»

Seine Frau setzte sich zurecht. Sie witterte Morgenluft, wie man so sagt, Es muß hier nämlich gesagt sein, daß es ihr um mehr als nur um die Entlastung des Mannes ging. Um diese auch, natürlich, selbstverständlich und in erster Linie. Aber da war noch etwas Hintergrundiges, um nicht zu sagen Hinterhältiges: Das drehte sich um Jakob Stämpfli junior, ihren zu seinem Leidwesen trotz seiner sechsundzwanzig Jahre immer noch Köbi genannten Sohn, einziges Kind, Kaufmann wie der Vater und Anwärter auf das Geschäft. Reif dazu war er. Nach der Handelsmatur hatte er sich tüchtig umgetan in Fachgeschäften des In- und Auslandes und brannte nun darauf, das Erworogene zu verwerten als Teilhaber und Nachfolger im väterlichen Geschäft. So weit, so recht; was die Nachfolgerschaft anbelangt,

so lag diese auch in der Absicht des Seniors, nur daß dieser vorläufig noch keinerlei Sehnsucht nach dem Stöckli verspürte — begreiflich. Aber als folgsamer Mitarbeiter zunächst und je nachdem auch als Teilhaber, warum nicht, war ihm der Sohn willkommen. Aber dieser war eben nicht so fügsam, wie es sich nach der Meinung des Chefs gehörte, sondern erlaubte sich in vielem, was das Geschäft betraf, anderer Meinung zu sein als Papa. Schon nur der Wunsch nach einem Auto für die Geschäftsreisen! Großartig das, ein Auto, mit dem man die ländliche Kundsame nur neidisch machen und damit vergrämen würde. Aber mehr noch als diese Meinungsverschiedenheiten war es des Vaters unglückliche Art, von der Kommandobrücke aus den ganzen Betrieb zu überwachen und auch das zu befehlen, was man von sich aus zu tun im Begriffe war oder gar schon zu tun begonnen hatte, dieses ständige und überflüssige Knallen mit der Peitsche, die Köbis Arbeitsfreude lähmte. Der Sohn schluckte den Ärger hierüber jeweilen so lange hinunter, bis es zur unvermeidlich fälligen Entladung kam, worauf ihm dann der Vater dieses Aufbrausen, das sein Sohn gewiß nicht von der Mutter geerbt hatte, zum Vorwurf machte. Einmal wehrte sich der Sohn mit einem bitter-humorigen «Zu Befehl, Papa, d'Türe, wo-n-i grad zuetue, zuetue!». Aber mit dieser Respektlosigkeit kam er erst recht übel an. Zum eigentlichen Krach und zur Trennung kam es aber erst, als der Sohn es rundweg ablehnte, an Vaters Stelle den Wiederverkäufern auf dem Lande die währschaften Schürzen und Taschentücher — er nannte sie rundheraus Ladenhüter — anzubieten.

Jakob Stämpfli junior fand Anstellung bei der städtischen Verwaltung und verkehrte fortan im väterlichen Hause sozusagen nur noch als Kostgänger und Zimmerherr, und auch dies nur der Mutter zuliebe. Glücklich war er dabei keineswegs, denn er fühlte sein Können brachliegen. Außerdem hatte sich da was mit einem Mädchen angesponnen, das etwas Besseres zum Gatten verdiente als einen subalternen Beamten mit einem mageren Lohn. Auch am Zwiespalt mit dem Vater an sich trug er nicht leicht, denn im Grunde hatten sich beide gern. Darum also drehte sich das Anliegen, das Frau Stämpfli neben der Sorge um die Gesundheit des Mannes mit sich trug: Vater und Sohn wieder zusammenzubringen im Geschäft.

«Hock ab, Vater!» sagte sie und schob ihm

eine Stabelle zurecht. Ihr Vorgehen hatte sie sich schon lange überlegt: Den Mann zunächst von seinen vielerlei Obliegenheiten außerhalb und am Rande des Geschäftes zu entlasten und dann vorsichtig, Schritt für Schritt, ihn auch dort entbehrliech zu machen, wo der Sohn hingehörte.

So begann sie denn ganz unverfüglich: Ob er es wirklich nötig habe, jeden Morgen eine Stunde vor dem Morgenessen im Garten zu jäten oder an seinen Rosen herumzubaggeln? Stämpfli schaute seine Frau mit leisem Kopfschütteln an, als ob sie nicht ganz bei Trost wäre. Er wehrte sich: Das wäre ihm jetzt nicht das allererste, auf den Garten zu verzichten. Die Freude an den Rosen solle sie ihm nicht vergönnen, Freude sei, soviel er wisse, auch eine Medizin und allweg die bekömmlichere als so ein Apothekergekötz, und außerdem noch billiger. Und was das Jäten anbelange, was gebe es doch Erbaulicheres in diesen verrückten Zeiten als so ein sauber gejätetes Gartenbeet! Da gebe es kein langes Federlesen mit dem Unkraut so wie in der Politik, und wenn irgendwo, so sehe man doch hier, was man vollbracht habe. Oder ob sie etwa meine, es sei seiner Gesundheit nützer, sich am Morgen schlaflos im Bett herumzutröhlen, sich mit seinen Sorgen herumzuschlagen und doch nie ab Fleck zu kommen damit? Eben. Ganz abgesehen davon, daß ihm der Gärtnerbursche das letztemal eine Silbermäntelistaude auf den Kompost geworfen habe, ein Andenken an die Sängerreise auf die Kleine Scheidegg notabene. Von den drei Franken pro Stunde, die ihm Meister Binggeli für die Pfuscharbeit dieses Zigarettlilümmels aufgemacht habe, gar nicht zu reden. Und dann die frische Luft, so früh am Tag! Jäso du!

Auf dieses Stichwort von der frischen Luft trumpfte Frau Marie auf: Eben — wegen der frischen Luft! Wie das jetzt wäre, wenn er auf die Samstagscheiglete verzichtete? Es werde doch jedesmal Mitternacht, bis Jakob daheim

Lösung der Denksportaufgabe von Seite 26

Antwort: Man stellt einen mit Erde gefüllten Blumentopf neben die Pflanze und läßt einen Ableger dort Wurzeln schlagen. Dann löst man die neue Pflanze von der Mutterpflanze ab, bringt den Topf in Tante Klara's Garten und läßt eine Ranke in dem neuen Erdreich Fuß fassen.

RICHTIGES SCHWEIZERDEUTSCH

Baseldeutsch

Aadie!

Dem echten Basler eignet eine gewisse Zurückhaltung, auch nahestehenden Menschen gegenüber. Dies zeigt sich unter anderm bei den Grußformen, besonders darin, daß die meisten Grußwörter ohne nachfolgende Anrede gebraucht werden können. Wo also ein anderer Schweizer sagt: «Grüezi, Hans, wie gaht s?», kann der Basler sagen: *Aadie, wie goht s?*, ohne damit eine Unhöflichkeit zu begehen.

Das Grußwort *Aadie* (aus Franz. à Dieu) wird zu jeder Tageszeit sowohl bei der Begrüßung als auch beim Abschied verwendet, z. B.:

Aadie, Cousine, wie goht s? und
Also, aadie, i mues jetz goh.

Außerdem sind in Basel üblich:

Guete Daag (mit der Betonung auf dem Wort *guete*, wenn keine Anrede folgt) bis in den Nachmittag hinein;

gueten Oobe (mit der Betonung auf *gueten*, wenn keine Anrede folgt) vom Nachmittag weg bis in die Nacht;

guet Nacht wünscht man in der Regel nur den Hausgenossen, nicht den sich verabschiedenden Gästen.

Als Begrüßung (nur in der Einzahl) ist in gewissen Kreisen die Formel gebräuchlich: *Grieß di* (ich grüße dich).

Beim Abschied: *Läb wohl, läbe wohl, läbe Si wohl*, besitzt einen tieferen Gehalt als das unpersönlichere *Aadie* und wird daher meistens nur gebraucht, wenn man für längere Zeit Abschied nimmt (einzig das *Läbe Si wohl* ist durch den Geschäftsjargon entwertet worden).

Bei jüngeren Leuten sind die eher modernen und zeitbedingten Formeln im Schwange: *Salü* oder *Salam* zur Begrüßung, *Tschau* oder *Bai-bai* beim Abschied.

Völlig unbaslerisch hingegen sind die importierten, aber schon stark grassierenden *Grüezi* und *Guete Morge*.

Zusammengestellt von Rudolf Suter

sei, und seine Kleider stänken nach Tabak daß nüt eso, winters könne man fast nicht mehr schnaufen in der Schlafstube, «und am Sonntag früh bist auch nur ein halber Mensch, so unausgeschlafen».

O bhüetis — es gehe ihm wahrhaftig nicht um das Kegeln, erwiderte mit leisem Vorwurf Jakob. Aber man müsse doch wochentags einmal unter die Leute, damit man vernehme, was öppé so gehe im Stedtli. Grad ein Geschäftsmann.

Und mit dem Singen? Das gehe doch auch jedesmal bis in die halbe Nacht hinein. Der Sängerbund könnte es doch wahrhaftig machen ohne Jakob Stämpfli. Einer mehr oder weniger beim großen Haufen, beim ersten Baß nämlich, «wäge däm gheit der Sängerbund nid um!»

Diese letztere Bemerkung war nun gar nicht nett. Jakob fühlte sich mit Recht gekränkt. Das also war nun der Dank dafür, daß er am letzten Konzertabend im gemütlichen zweiten Teil seiner Frau zu Ehren sein «Ein braves Weib, ein herzigs Kind — das ist mein Himmel auf der Erden!» als Solist vorgetragen und damit, wie immer, stürmischen Beifall geerntet hatte! Aber er beherrschte sich.

Da zweifle er keinen Moment, daß es der Sängerbund ohne ihn machen könnte! Aber ob es Jakob Stämpfli, Herrenhemden und Krawatten, ohne den Sängerbund machen könne, sei eine andere Frage. Was sie meine, was da für Kundschaft verlorenginge, wenn er dem Sängerbund den Rücken kehrte? «Nein, nein — bei dieser Konkurrenz in diesen bösen Zeiten», eiferte er, «das möchte das Geschäft nid verlyde.»

Oh — so nötlich brauche er nun auch wieder nicht zu tun, erwiderte Marie. Man verdiene doch immer noch mehr, als man verbrauche. Und wenn es sein müßte, so hätte man auch ohne das Geschäft zu leben.

Jetzt war bei Jakob Murten über. Da sehe man wieder einmal, brauste er auf, das Weibervolk denke nicht nasesläng. Was er habe, stecke zur Haupsache im Geschäft. Rentiere das Geschäft nicht mehr, so sei alles futsch. Dann könne er den ganzen Grümpel auf Abbruch verkaufen und dann könne sie schauen, wovon man leben sollte. Das Geschäft sei genau so viel wert, wie er damit verdiene. Er seufzte tief auf und schüttelte den Kopf über so viel Unverstand.

Ob Frau Marie es nun fühlte oder nicht, daß die ganze Unterredung nicht zu dem von ihr

angestrebten Ziele führen konnte, gleichviel, die Schleusen waren nun geöffnet, und jetzt mußte einmal gesagt sein, was sie schon lange auf dem Herzen hatte. Zu verderben war nichts mehr, und wer weiß, ob nicht ihr Mann an diesem oder jenem Trum pf gleich einem Fischlein am Widerhaken hängen und zappeln und schließlich ermüden würde. Es wäre ja nicht das erstemal. Vorläufig begnügte sie sich freilich mit einem scheinbar harmlosen Köder: Und das Kassieramt des Feuerbestattungsvereins, ob das auch niemand anderes besorgen könne als ausgerechnet er?

Das würde eine schlechte Gattig machen, wenn er als Mitgründer des Vereins jetzt drausliefe. Und das wegen dem Stündlein Arbeit, das ihm das Amt pro Woche zu tun gebe! Und überhaupt und rund heraus gesagt, er wüßte nicht, wer ihn zurzeit ersetzen könnte. Da könne der Lehrer Bögli, der bei jeder Jahresabrechnung nörgele, man solle weniger Kapital äufnen und dafür eine neue Orgel im Krematorium anschaffen, noch lange darauf spannen.

Eine neue Orgel anstelle der alten asthmatischen Pfeifen schien Frau Stämpfli zwar nicht uneben, aber sie ließ das dahingestellt.

Und die Buchhaltung des Geschäftes, ob er die auch selber gemacht haben müsse? Daß das eine Aufgabe für Köbis freie Stunden wäre, unterdrückte sie vorsichtigerweise.

He nein — er könne ja jemanden anstellen dafür, schnauzte Stämpfli. Für dreihundert Franken im Monat, mache prezys dreitausend-sechshundert Stutz im Jahr, die AHV nicht gerechnet. Und das jetzt, wo man das Unkostenkonto eher herabsetzen sollte. Da sehe man wieder einmal, daß das Weibervolk nicht frage, woher der Mann das Geld für die Haushaltung hernehmen solle. Ob sie etwa meine, man könne so ein Geschäft ganz nach Belieben melken?

So solle ihr Jakob jetzt hingegen nicht kommen. Das lasse sie sich nicht gefallen, bis jetzt habe sie jeden Fünfliber respektiert, wohl wissend, daß die nicht von selber zu fliegen kommen. Und jetzt komme er ihr so! Er habe den Kopf düregstieret, es müsse ein Dienstmeitli ins Haus, das gehöre sich für Leute wie Stämpflis. Aber jetzt sei Heu genug abe. Das Meitli müsse ihr fort. Sie könne es machen ohne und der ersparte Dienstenlohn gebe einen rechten Beitrag für ein Bürofräulein.

Auf diesen Ausbruch hin zog Jakob Stämpfli zwar zunächst ein freundlicheres Register, in-

dem er sich entschuldigte, er habe es nicht so gemeint; daß sie zu haushalten wisse, habe er stets anerkannt. Aber in der Sache selbst blieb er hartnäckig, und als gemach steigerte sich auch wieder sein Unmut gegen die unerhörte Zumutung. Er habe seine Buchhaltung so eingerichtet, wie sie ihm passe, und nun dreißig Jahre lang so geführt und begehre keine neumodischen Änderungen. Er gebe sie nicht aus der Hand. Es genüge vollständig, daß die Steuerkommission darin herumschneugge, es sei nicht notwendig, daß nun auch noch ein fremdes Frauenzimmer seine Gwundernase darin füttere und auspoleete, was Stämpfli haben respektive nicht haben. Und überhaupt sei das keine Entlastung, wo er doch, um stets auf dem laufenden zu sein, die Rechnung ohnehin ständig nachprüfen müsse. Da mache man sie ringer doch grad selber. Und dann — fügte er mit versöhnlicher Stimme hinzu —, jetzt, wo ein solches Durcheinander sei auf der Welt, wo niemand wisse, wo es noch hinaus wolle, was das für ein Labsal sei, so eine geordnete, saubere Buchhaltung zu führen, alles so klar, so übersichtlich, alles gehe so glatt auf in der Bilanz. Fehle einmal was, manchmal sei es nur ein Zehner oder noch weniger, was das für ein Vergnügen sei, wenn man den chäters Batzen erwischt habe! Und das soll einen krank machen? Lachhaft!

Zum Lachen war es Frau Stämpfli nun gerade nicht, eher zum Weinen. Sie müsse jetzt das Mittagessen aufsetzen, sagte sie, es sei elf Uhr. Bevor er jedoch die Türe zumachte, rief ihm die Frau nach, zu verderben war ja nun doch nichts mehr:

«Du könntest schon etwas auf Köbi abladen!»

«Ach so — geht's da hinaus! Ist das deine Sorge um meine Gesundheit? Nun — ich sage dir ein für allemal: Er ist noch nicht reif dazu. Er hat da so neumödische Ideen im Kopf, die das Geschäft nicht erträgt. Er soll zuerst die Hörner abschießen. Wenn ich den jetzt machen ließe, dann ade Stämpfli, Spezialität Schürzen! Und nebeneinander geht es nicht, er läßt sich nicht brichten, er hat da deinen Kopf, und kurz und gut, ich lasse mich einfach nicht absägen. Mein Vater hat sich erst mit Siebenzig zurückgezogen, und ich bin noch nicht sechsundfünfzig. Punktum — reden wir nicht mehr davon!»

«Ja», sagte die Frau bitter, «reden wir nicht mehr davon. Du willst nicht in die Ferien, du



Ich verkaufe weder Barometer noch Thermometer noch Reißzeuge noch Rechenschieber noch Kompass — ich mache nur **eines**: Augenoptik! Ich passe Brillen an!

junker

Sihlstraße 38, beim Scala-Kino, Zürich

Ihre Haut braucht
NIVEA

Unübertroffen
für Gesicht und Hände

Pilot AG., Basel

willst auf kein Nebenamt verzichten, du willst keine Arbeit abladen, du meinst, ausgerechnet nur du ...»

«Wer sagt, ich wolle nichts abladen? Tu jetzt nicht so! Mach endlich einen vernünftigen Vorschlag, dann bin ich schon zu haben!»

«Wie wäre es mit dem Märggelen?» Der Vorschlag war im Hinblick auf die Geringfügigkeit des Markensammelns ironisch gemeint, wurde aber von Jakob Stämpfli ernst genommen und entsprechend abgetan:

«Das Märggele ist so wenig eine Arbeit wie das Lismen!» Und jetzt, wo es beständig Novitäten gebe, heiße es à jour sein, sonst verliere das, was schon da sei, an Wert. «Daß du mir jetzt nicht einmal diese Entspannung gönnst!» fügte er klagend hinzu.

Worauf Frau Marie lachte, um nicht weinen zu müssen, und sich ihren Kochtöpfen zuwandte.

*

Wenige Monate später bekam Jakob Stämpfli bei Tisch einen Schlaganfall. Die Suppe plantschte aus den Tellern, als er mit dem Oberkörper an die Tischkante stieß und den Kopf vornüber hängen ließ. Dann nahm er sich noch acht Tage Zeit, um alsgemach ins ewige Ferienland hinüberzuschlummern, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben.

Eine schöne Beerdigung gab es, Kränze die Fülle, eine ganze Anzahl davon mit Schleifen, und der Segen mußte zusätzlich auf einer besondern Kutsche aufgebaut werden. Der Sängerbund, die umflornte Fahne über den Sarg gesenkt, sang sein übliches «Still ruht der Sänger» so feierlich, so rund und voll und schön, kein Mensch merkte, daß im ersten Baß eine Stimme fehlte. Der Kegelclub «Ds Babeli» entbot unter dem dem Anlaß angepaßten Decknamen «Die Reisekameraden» seinem geschätzten Mitglied durch den Mund des Pfarrers den letzten Gruß, und anschließend verlas der Präsident des Feuerbestattungsvereins eine wohlgesetzte Würdigung seines getreuen Sachwalters, worin unter anderm auch von einer «unersetzblichen Lücke» die Rede war, welcher Unsinn jedoch nur dem ewigen Nögeler Lehrer Bögli bewußt wurde.

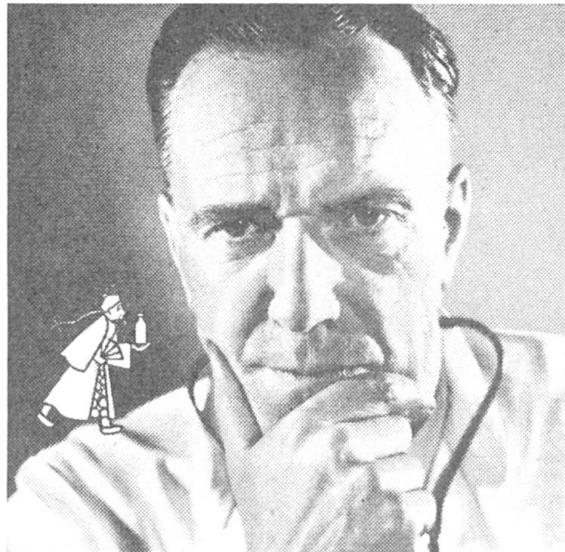
Aber schon auf dem Rückweg vom Krematorium wurde ein neuer Kassier des Feuerbestattungsvereins, ausgerechnet Lehrer Bögli, unter Vorbehalt der Genehmigung durch die Generalversammlung, ernannt und beauftragt,

nach einer schicklichen Wartefrist Geld und Bücher bei der Witwe in Empfang zu nehmen. Und ein paar Wochen später vermißte sozusagen niemand mehr den Jakob Stämpfli selig, nicht im Sängerbund, nicht im Kegelklub, nicht im Feuerbestattungsverein, nicht bei den Philatelisten und auch nicht am Stammtisch im «Hirschen». Stämpflis Garten sah nach wie vor gepflegt aus, und die Rosen blühten wie zuvor. Einzig im Geschäft gab es eine Änderung. Der Sohn verschenkte zunächst einen Posten währschafter Schürzen an die Anstalten ringsherum, sich dabei in empfehlende Erinnerung rufend bei einem allfälligen Bedarf an Bettwäsche, die er dank vorteilhafter Beziehungen eingeführt habe. Neue Schaufenster, nächtlich strahlend im grellen Licht von Neonröhren, lockten die Käufer an. Die Markensammlung veräußerte er, wobei ihm der Erlös die Hälfte der Anschaffungskosten eines Volkswagens deckte, mit dem er die Rundreise bei den ländlichen Wiederverkäufern besorgte und in kürzerer Zeit, dank der gängigeren Artikel, mehr Bestellungen einbrachte als der Vater, wobei ihm natürlich auch dessen Ansehen als grundehrlicher, verlässlicher Geschäftsmann die Wege ebnete.

Einzig die Witwe vermißte ihren Gatten. Aber das gab sich mit der Zeit. Die Sohnesfamilie nahm bei ihr Wohnsitz, und die junge Großmutter wurde ein rechter «Chummerzhilf» in allerlei Nöten, insbesondere bei der Wartung des neuen Jakob Stämpfli junior.

Ihren Mann behielt sie in liebendem Andenken. Seine bösen Stunden versanken als gemach in ihrer Erinnerung wie Schatten im klaren Wasser eines tiefen Sees, auf dem sich die Sonne freundlich spiegelt. Trotzdem — als Seligen, den lieben langen Tag und in alle Ewigkeit zum Lobe Gottes hallelujend, konnte sie sich ihren lieben Brummbär beim besten Willen nicht vorstellen. Viel eher, wie er sich dort oben nützlich machte bei der Ausstattung der himmlischen Heerscharen mit den langen, wallenden, keiner Mode unterworfenen, währschaften Engelsgewändern, Marke Jakob Stämpfli, Tuchwaren, am obern Tor.

*Bitte bei allen Manuskripten
Rückporto beilegen.*



Wenn Ihre Verantwortung steigt

und wenn Sie die Vierzig bereits überschritten haben, sind Überarbeitung und chronische Müdigkeit gefährliche Anzeichen.

Die Spannkraft muss erhalten bleiben. Drei Wirkstoffe sind wichtig: Eisen zur Verbesserung des Blutes, Phosphor zur Belebung der Gehirn- und Nervenzellen, Bitterstoffe zur Anregung der Verdauung.

Dies alles findet sich vereinigt im Nervennähr- und Stärkungsmittel Elchina nach Dr. med. Scarpatetti und Dr. Hausmann, Es hilft und stärkt bei Überarbeitung, nervösen Erscheinungen, Magen- und Darmstörungen, Schlaffheit und Müdigkeit nach Grippe und Operationen.

In Apotheken und Drogerien.



Grosse Flasche 6.95, kleine 4.25
Kurpackung à 4 gr. Flaschen 20.80

ELCHINA
das erfolgreiche Hausmann-Produkt

7 Inserieren bringt Gewinn

Wem?

E Natürlich dem Inserenten.

E Wer ein Heiratsinserat für
12 Franken aufgibt und dadurch
eine Frau mit einer halben
Million Vermögen ergat-
tert, hat einen Gewinn von
499 988 Franken gemacht. Aller-
dings möglicherweise einen zweifelhaften Gewinn.

S Sicher machen sich die Inserate

S bezahlt, sonst würden die Inse-
renten nicht inserieren.

A Auch den Zeitschriften- und
Zeitungsvverlegern bringt das

Inserieren Gewinn. Ohne Inse-
rate würden sie in kurzer Zeit
Konkurs machen.

R Inserieren bringt aber vor
allem den Abonnenten Ge-
winn. Wenn unser kleines
Land viele ansehnliche und
gut ausgestattete Zeitungen und
Zeitschriften aufweist, so

E haben wir das dem entwic-
kelten Inseratenwesen zu ver-
danken. Nur dieses macht diese
Publikationen möglich.

L *Der Schweizer Spiegel Verlag*

N
S
S
I
S
T
H
C
H
N

